

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-339645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339645)

Ueber Witterung und Wetterprophezeihungen.

Für den Leichtgläubigen ist in den Kalendern auch der Gang der Witterung für jeden Monat, und sogar für jeden Mondwechsel, bemerkt, und wie natürlich, so auf Schrauben gestellt, daß der Einfältige fest glaubt, dieselbe müsse allemal genau eintreffen. — So unsicher nun dergleichen Wetterprophezeihungen sind, so schwer es auch ist, die Beschaffenheit der Witterung jedesmal genau vorher zu bestimmen, so giebt es doch in dem Reiche der Natur gewisse Kennzeichen, welche diese oder jene Witterung im Voraus wenigstens vermuthen lassen.

Der Wind ist eine von den Hauptursachen, einer guten oder schlechten Witterung; denn er treibt die Wolken entweder zusammen, oder von einander, und führt entweder trockne oder feuchte Luft herbey. Da man aber nicht wissen kann, ob der Wind von Morgen oder von Abend herwehen wird, so kann man auf das Wetter nicht mit völliger Zuverlässigkeit etliche Tage vorher bestimmen. — Wenn der Wind wirklich wehet, so kann man freilich von der Witterung mit mehr Zuverlässigkeit reden; denn man irret selten, wenn man annimmt, daß der Nordwind kalte, der Südwind warme, und der Westwind feuchte Witterung bringe; daß es beym Nordwind im Sommer regne, im Winter hingegen schneye.

Wir wollen daher einige Zeichen anführen, aus denen sich die bevorstehende Witterung, wenigstens wahrscheinlich, vorhersagen läßt.

1. Wenn das Barometer einige Tage mit Beständigkeit steigt, so erwartet man gewöhnlich gutes Wetter; fällt es auf dieselbe Weise, so pflegt das Gegentheil zu erfolgen. Auf ein unbeständiges Steigen und Fallen des Barometers tritt gemeinlich unbeständiges Wetter ein.

2. Wenn die Sonne hochroth und durchaus gleich gefärbt untergeht, so wird der folgende Tag schon seyn. Blaße, gelbliche und dunkelblaue dicke Wolken deuten auf Regen.

3. Wenn die Sonne des Morgens klar aufgeht, ohne ungewöhnliche Farben, oder wenn sie die Wolken vor sich her treibt, so bleibt das Wetter klar. Ist sie aber mit Flecken bedeckt, oder mit Wolken umgeben, durch die man nur die Mitte ihrer Scheibe beobachten kann, so kann man fast sicher auf Regen rechnen.

4. Es ist das Zeichen eines schönen Tages, wenn der Nebel des Morgens in Gestalt des Thaues zu Boden fällt. Steigt er, so zeigt es auf Regen.

5. Auch das Aussehen der Sterne und des Mondes deutet auf die Beschaffenheit der künftigen Witterung. Wenn die Sterne sehr lebhaft scheinen, so erfolgt schönes Wetter, welches im Winter mit Frost begleitet ist. Scheinen sie aber trübe, obgleich ohne Wolken, so erfolgt trübes Wetter. — Wenn der Mond hell leuchtet und glänzt, so verspricht er heiters Wetter. Steht er röthlich aus, so zeigt er auf Wind; und ist er blaß, oder hat, wie man zu sagen pflegt, einen Hof, so deutet er auf Regen.

6. Bey sehr schwüler Luft erwartet man ein Ungewitter. Die Donnerwetter pflegen gemeinlich den ganzen Sommer aus jener Gegend zu kommen, woher sie Anfangs kommen. Ein Zucken und Stechen an Gliedern, die einmal Schaden gelitten, deutet auf Veränderung des Wetters.

7. Ueberdas sind die Thiere gegen die Veränderung des Wetters im hohen Grade empfindlich, und daher ganz fähig, uns durch ihre mannigfaltigen Aeußerungen von der nächstkommenden Witterung zu unterrichten. — Wenn schönes Wetter ist, so fliegen die Bienen weit aus. Die Schafe suchen die Anhöhen, und springen munter darauf herum. Die Schwalben fliegen hoch in der Luft.

Schönes Wetter verkündigen die Fledermäuse, wenn sie des Abends häufig herumflattern; die Holztaube, wenn sie im Walde stark singt; die Feldlerche, wenn sie sich trillernd in der Luft empor schwingt; die Mücken, wenn sie nach Sonnenuntergang hüpfend in der Luft spielen; die Laubfrösche, wenn sie im Glase, wenn sie eingesperrt sind, sich aus der Tiefe oben auf begeben und anhalten. u. s. w.

Regen kündigen an; die Fledermäuse, wenn sie sich Abends nicht sehen lassen; die Schwalben, wenn sie in ihrem Fluge beynähe an der Oberfläche der Erde oder des Gewässers streifen; die Krähen, wenn sie einsam im Saude auf- und abgehen; die Raben, wenn sie klar schreyen und sich an die Bäume anhängen; die Hühner, Tauben und Spazzen, wenn sie sich sehr stark im Saude oder Staube baden; die esbaren Frösche, wenn sie aus dem Wasser hervorgehn, und auf den Wiesen sich zerstreuen, oder wenn sie sich unter das Wasser zurückziehen; das Männchen vom Laubfrosche, wenn es stark quakt; die Fische überhaupt, und die Karpfen insbesondere, wenn sie sich aus dem Grunde des Wassers emporheben, und öfters auf dessen Oberfläche hüpfen; die Stechfliege, wenn sie den Pferden und dem Rindvieh nach den Beinen gehen, sie empfindlich stechen, das sie beständig stampfen müssen, oder wenn sie in die Wohnungen kommen und die Menschen beunruhigen; die Regenwürmer, wenn sie bei schönem Wetter aus der Erde hervorkriechen u. dgl. mehr.

8. Auch im Pflanzenreiche findet der Beobachter Zeichen einer bevorstehenden Wetterveränderung. Es deutet z. B. auf Regen, wenn die stammlose Eberwurz oder Kalsdistel ihre Blüthen oder verblühte Kelche schließt, wenn der Sauerklee seine Blätter zusammenlegt; wenn die Wasserseide stillstehende, saule Wasser, gleichsam mit einem grünen Teppiche überzieht u. s. f.

9. Einige Steinarten endlich, als Marmor, Schiefer- und Basaltsteine, und sogar Metalle, als Eisen, ziehen die Feuchtigkeit an, wenn die Luft damit überladen ist, und werden mit Wassertropfen überdeckt, als wenn sie schwitzen; und dies deutet auf Regen.

Noch bleiben die untrüglichsten Wetterpropheten, die Spinnen, zu Rath zu ziehen übrig. Davon aber im künftigen Jahr.

Fortsetzung der im letztjährigen Wanderer abgebroche-
nen merkwürdigen Uebersichten, Geschichten und Anek-
doten alter und neuer Zeit.

Der Wanderer war leichtsinnig genug, bei seinem Aufenthalte in dem blühenden Hegau einen Punkt zu übersehen, und unberührt zu lassen, der in historischer Hinsicht allerdings merkwürdig ist, der verdient auch hier seinen Platz zu finden; er ist nämlich das Schloß

Langenstein,

dermalen eine Festung des Grafen von Welsperg. Die Burg Langenstein liegt im Höwgau, wenn man von Sockach nach Nalch reiset, zur Linken, wenn man aber von Engen nach Stockach geht, zur Rechten der Landstraße, von welcher, nämlich von der Landstraße aus, man sie in geringer Entfernung zwischen Felsen, selbst auf einem Fels, von schönen und weitläufigen Eichen- und Buchenwäldern umgeben, liegen sieht.

Es ist das größte und festeste Bauwesen von allen Edelsitzen des Höwgau's, auch in einem wohlhaltenen Zustande; rings um einen ungeheuren Thurm her, der nach der Volkssage noch aus den Haidenzeiten herrühren, und aus dem Fels gehauen worden seyn soll, und dessen Alter wenigstens in das Ende der zehnten Jahrhundert hinaus steigt, sind die Wohngebäude, und zwar, wie man leicht erkennen kann, von Jahrhundert zu Jahrhundert angebauet, und nehmen mit den Wirthschaftsgebäuden einen bedeutenden Raum ein.

Der mit wackeln Wappen verzierte Eingang, die großen steinernen Stiegen und Wendeltreppen, die hohen gewölbten Gänge, die von Säulen getragene Hallen, die hohen geräumigen Säle und Gemächer, und die vielen, meistens in den Fels gehauene unterirdische Gänge, Keller und Gewölbe geben dem Ganzen ein großartiges, und die vielen sonderbar gestalteten Kalkfelsen, wunderbar romantisches Ansehen.

Eine Erbtöchter des längst ausgestorbenen Geschlechts des Freiherrn und Grafen von Naitenan, brachte die weitläufige Burg und Herrschaft Langenstein an das Haus Welsperg, welches sich jetzt noch Welsperg Naitenan nennt.

Größere, als die dormaligen Festungen, gehörten damals zu dieser Herrschaft, denn nicht nur Orsingen, Eigeltingen, Volkertshausen, Langenstein und die Höfe waren Bestandtheile derselben, sondern auch die Mainau, die Kethhöfe zu Allmansdorf, zu Oberndorf, ein Theil des Gerichts zu Bollmatingen, und der Kirchensatz zu Dingelsdorf.

Letztere, nämlich die Mainau und die nach ihr benannte Festungen wurden im Jahr 1282 von Ritter Arnold von Langenstein mit Leuten und Gut an den deutschen Orden vergabt, davon hat der Vergaber mit seinen 4 Söhnen, soll in der Mainau eine Komturie gestiftet werden; auch trat in der Folge der Vater mit seinen Söhnen

in diesen Orden; sie wurden von dem damaligen Landkomthur Bruder Werner von Rotenburg und Bruder Uberg zu Altshausen aufgenommen.

Man sandte sodann den Bruder Eberhard von Steckborn samt seinem Sohne Hiltebold, und Ulrichen von Eysfetten, beide Ordensritter, an den obersten Ordensmeister Conrad von Furchtwangen nach Mergentheim, um die Bestätigung obiger Vergabung und Stiftung einzuholen welche auch nach den noch vorhandenen Urkunden erteilt wurde.

Ueber diese Vergabung, und über den Ritter von Langenstein erhält sich jetzt noch nicht nur unter dem Volke, sondern auch auf den Edelstühen des nachbarlichen Hegäues, eine wunderbare Mähre, die hier erzählt zu werden verdient.

Ein Fräulein von Bodmann nämlich, welche von ihren Eltern große Güter am Bodensee ererbt hatte, worunter die Mainau mit Dörfern, Weilern und Höfen begriffen, war in züchtiger Minne einem jungen Ritter von Langenstein hold, und er dagegen auch ihr.

Da sie als eine Waife frey und selbstständig über ihr Gut walten konnte, so war auch des Ritters Vater ganz geneigt, zu dieser Verbindung seine Einwilligung zu geben, auch nähete schon der Zeitpunkt heran, der die beiden Liebenden auf immer vereinen sollte, als der alte Langensteiner von seinem Lehenherrn dem Abte in der Reichenau plötzlich aufgerufen wurde, ihm auf einem Kreuzzuge nach Syrien zu folgen.

Alter und Fehden hatten den Vater gebrechlich gemacht, statt seiner mußte also der rüstige Sohn das Kreuz nehmen, die so nahe Vermählung vertagen, und dem Zuge folgen.

Wie jetzt, war es auch schon in den damaligen Zeiten; zu einer reichen Erbin

fanden sich immer viele Bewerber; die treue Maid von Bodmann hieng aber zu innig an ihrem geliebten Ritter, und gab den Uebrigen kein Gehör.

Langensteins Zug war nicht glücklich; die Kreuzfahrer erlitten im heiligen Lande mehrere Niederlagen, und bei einer derselben ward ihm das traurige Loß, verwundet und gefangen zu werden.

Tief in das Land der Araber geschleppt, und zu schmähslicher Knechtschaft gezwungen, blieb ihm wenig Hoffnung, die schönen Augen der holden Frau seines Herzens, und die rebenumkränzten Ufer des Bodensees je wieder zu sehen.

Indessen war die Kunde von Langensteins Verwundung und Gefangenschaft auch nach Schwaben gelangt, und die Bewerbungen um die Hand des schönen Fräuleins fiengen mit verdoppeltem Eifer wieder an, aber die treue Maid von Bodmann war zu keiner Sinnesänderung zu bewegen, und als ihr die Bewerber zu überlästig wurden, zog sie sich zu einer Verwandten in ein benachbartes Kloster zurück, um da ungestört für die baldige Erlösung ihres geliebten Ritters zu beten.

Jahre auf Jahre entflohen; in Syrien wurden hie und da gefangene Christen ausgewechselt und losgekauft, aber in das ferne Arabien drang kein mitleidiger Priester, der den Heiden Gold für christliche Sklaven geboten hätte.

Standhaft hatte der Ritter von Langenstein alles Auerbieten von Freyheit, Ehre und Reichthum, wenn er den Glauben des Landes annehmen wollte, abgewiesen, aber auch beinahe gänzlich die Hoffnung auf Erlösung aufgegeben, als ihm einmal im Traume einfiel, die Geiichte seines Herzens und sich selbst Gott aufzuopfern, und hiedurch die himmlischen Mächte zu Mitleid und Hilfe zu bewegen.

Er that also bei sich das Gelübde: wenn er der Heimath wieder gegeben würde, in einen der drei geistlichen Ritterorden zu treten.

Schon am folgenden Abend fand er die Thüre seines Gefängnisses offen, und den Wink der Vorsehung benutzend, trat er, mit wenigen Lebensmitteln versehen, hinaus in die sterkerhellte Sandwüste, welche seine Flucht begünstigen sollte.

Seinen Weg nach dem Laufe der ihm wohlbekanntem Sterne richtend, erreichte er nach vielen Tagen und unsäglichen Mühseligkeiten die Ufer des unendlichen Meeres, auch entdeckte er in geringer Entfernung ein Schiff, das auf wiederholte Zeichen und Rufen ein Boot absandte, ihn aufzunehmen.

Christliche Männer, welche Handel nach Egypten trieben, waren vom Sturme an diese unwirthbare Küste verschlagen worden, und warteten mit Sehnsucht auf günstigen Wind, um ihre Heimfahrt nach Italien zu beginnen.

Als er das Schiff bestiegen, richteten sie ihren Lauf nach dem heimathlichen Strande, und erreichten ihn auch ohne besondere Gefahren.

Der Freiheit und dem Vaterlande wieder gegeben, hatte und kannte Ritter von Langenstein keine dringende Angelegenheit, als die schnelle Erfüllung seines gemachten Gelübdes. Er stellte sich vor dem Landkomthur von Altshausen, und bat demüthig um Aufnahme in einen Orden, der ihm neuen und unaufhörlichen Krieg gegen die Heiden zur ersten Pflicht machte.

Ihm war der Ruf seiner Tapferkeit vorausgegangen, er war also seiner Tapferkeit, seines Standes, seiner Bildung und des bedeutenden Vermögens wegen dem Orden ein willkommener Bruder; seine Aufnahme fand daher gar keinen Anstand.

Auf eigenes Verlangen ward er alsbald mit mehreren jüngern Brüdern nach dem

damal noch heidnischen Preussen gesandt, um im neuen immerwährenden Kampfe gegen ein tapferes Volk, das den vaterländischen Boden Schritt vor Schritt vertheidigte, das noch stets für die holbe Erbin von Bodmann schlagende Herz zu beschwichtigen.

Die Nachricht von Langensteins Heimkunft aus dem Morgenlande war kaum in seinem väterlichen Gau erschollen, als die treue Maid von Bodmann aus den klösterlichen Mauern wieder nach ihrer Burg sich aufmachte.

Liebliche Gedanken von seligem Beisammen seyn, und von fröhlicher Zukunft, umschwebten sie auf ihrem Wege, und begleiteten sie bis unter das Burgthor.

Ein vertrauter Jugendfreund ihres Ritters (wahrscheinlich Ritter Burkhard von Hohenfels) erwartete sie hier.

Er brachte ihr den letzten Gruß des für sie nun auf ewig verlorenen Geliebten, und die hochzeitlichen Fackeln erloschen da, wo sie kaum noch in Gedanken angezündet waren.

Nicht lange Zeit bedurfte die edle Schwabenmaid, bis sie zu einem ihres Herzens und ihrer reinen Minne würdigen Entschlusse kam. Tief empfindend,

„Wie Liebe mit Leide
Zeüngest lonen kann“

beschloß sie, dem geliebten Manne ein Zeichen zu hinterlassen, das ihn ewig an die Liebe und Treue seiner Herzensgespielin erinnern sollte.

Sie reiste zu dem frommen Landkomthure des teutschen Ordens, und eröffnete ihm, wie sie geküßt sey, ihr mütterliches Eigen, die schöne Insel Mainau, mit Dörfern und Höfen, seinem Orden als eine freye Vergabung zuzustellen, wenn derselbe ihr Gewähr leisten werde, daß Bruder Hug von Langenstein erster Komthur auf der Insel werden solle.

Strenge waren die Regeln und Gesetze des Ordens. Durch mehrere Kriegszüge und mühsliche Dienste mußte der Bruder seine Tüchtigkeit erprobt, und den Dank seiner Obern verdient haben, ehe ihm die Thüren zu den Würden desselben geöffnet wurden; nur ausgedienten, durch Wunden und Alter dem Kriege gegen die Ungläubigen entzogenen Brüdern, wurden damals Komthuren verliehen, und hievon konnte weder der Wille, noch die Macht eines Ordensgebieters abweichen. Der Landkomthur mußte die treue Maid an den obersten Meister des Ordens verweisen. Was sie da ausgerichtet, hat uns die Sage nicht aufbewahrt; allein, soviel ist gewiß, daß unter den auf der Insel aufgehängten Wappenschilden der dortigen Komthuren Ritter Hugo von Langenstein als der sechste aufgeführt ist.

Wo nach diesem die treue Maid von Bodmann mit ihren zertümmerten Hoffnungen und mit ihrem zertrümmerten Herzen sich hingewendet, in welches Kloster (wahrscheinlich in Eugen) sie ihren Schmerz begraben, wissen wir gewiß nicht anzugeben; für sie mag es wohl ganz gleichgültig gewesen seyn, wo sie ihre betrübte Tage verweinte.

Der Gedanke: mein Geliebter lebt jetzt in meinem Hause, in denselben Gemächern, die einst Zeuge unserer unschuldigen Miene waren, er ist von dem Brod meiner Aecker, und trinkt von dem Wein meiner Reben; die hohen Nussbäume, unter denen wir so oft beisammen saßen, beschatten ihn nun wieder, und in der kleinen Kapelle, wo unser kindliches Gebet so manchmal sich vereinigte, steht er jetzt den Himmel um Muth und Standhaftigkeit für uns beide an; Diese Gedanken müssen sich oft in die stille Zelle der treuen Maid geschlichen, und ein bitter-süßes Gefühl in dem warmen liegenden Herzen erweckt haben, das nur

unter dem kalten Grabsteine aufhörte, für den geliebten Ritter zu schlagen.

Dies ist die Sage von der treuen Maid von Bodmann, und dem Ritter Hug von Langenstein, wie sie jetzt noch aus des Volkes Munde vernommen, und aufbewahrt wird.

Von dem Ende des Komthurs Ritter Hug von Langenstein ward uns keine Kunde; wahrscheinlich starb er Lebens müde als Komthur auf der Insel Mainau, und wenn einmal die Grust in der kleinen Ordenskirche daselbst geöffnet werden sollte, dürfte auch sein Grab entdeckt werden.

Er selbst als Minnefänger schildert sich nur am Schlusse eines großen Gedichtes als einen Mann, dessen Lebensschiff das Ruder der göttlichen Minne aus den sturmbewegten Fluthen in den Hafen geschalten hat, der aber auch da nie wahrer Ruhe, noch sanfter Stille genoss. Dieser Gemüthszustand deutet doch wohl auf unglückliche Liebe.

Der Konziliums-Saal zu Constanz.

Bekanntlich ward im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts 1414 bis 1418 in dem dormaligen nahe dem Damnthore gelegenen Kaufhause zu Constanz eine Kirchenversammlung gehalten, der der Pabst, der Kaiser, mehrere Herzoge, Fürsten und Grafen, der größte Theil der höhern und niedern Geistlichkeit aus den entferntesten Gegenden, alle Gelehrte jenes Zeitalters, und eine Menge von Rittersn bewohnte.

Für die Kirche war damals eine harte bedrängte Zeit; zu gleicher Zeit nahmen drei Pabste den Stuhl Peters in Anspruch, keiner wollte dem andern weichen.

Dieser Mißzustand, und die Nothwendigkeit, andere herrschende Unrichtigkeiten

zu ordnen und zu schlichten, veranlaßte dieses Conziliium.

Lange waren die Cardinäle in dem eigends dazu erbauten Conclave mit ihren Gelehrten eingeschlossen, endlich fiel die Wahl auf Martin den V., welcher schon als Pabst proklamirt wurde, indessen die drei Alerpabste ihrer angemessnen Würden entsetzt wurden.

Zu jener Epoche, und zu den Verrichtungen des Conziliiums, gehörte auch die Untersuchung und Aburtheilung des böhmischen Priesters und Schriftgelehrten Johann Hus; er war Meister der Theologie, und Rektor an der Universität zu Prag, und endete am 6ten July 1415 sein Leben durch den Feuertod, nachdem er vorher in der Domkirche zu Constanz aller priesterlichen Würden entsetzt wurde.

Das Andenken an jene Vorgänge, erhalten uns jetzt noch drei an dem Conziliums- hause befindliche in Stein gehauene Aufschriften, ja selbst das Thor, welches die Wählenden einsperrte, ist samt dem Schieber, durch welche Speise und Getränk den Eingesperrten hineingereicht wurde, jetzt noch an seinem Platze.

Diese Rück Erinnerungen vergangener Zeiten betrachtend, unternahm ein Constanzer Bürger und Alterthumsforscher die Sammlung und Aufstellung aller noch an jene Zeiten deutenden Rücklässe, und verband damit eine nicht unbedeutende Antiquitäten- Sammlung, die er den Fremden und Schau-

lustigen an gleichem Platze, den vergangene Jahrhunderte berühmt machten, vorzuzeigen jederzeit bereitwillig ist.

Tausende von Besuchenden verließen nicht unbefriedigt jenen Ort der Erinnerung zerronnenen Jahre. Selbst Fürsten, Grafen, Edle, auch Gelehrte entfernter Gegenden fanden da ihren Genuß; kurz erst schenkte Deutschlands Held, Erzherzog Carl von Oesterreich diesen Merkwürdigkeiten stundenlange seine volle Aufmerksamkeit, und lohnte dem emsigen Sammler seine Mühe wahrhaft fürstlich.

Die Dominikaner- Insel zu Constanz.

Unweit entfernt — oben an der Rheinbrücke liegt die dermal dem Herrn Macaire gehörige Dominikaner- Insel.

Auf dieser steht eine im Jahr 1235 erbaute Kirche samt Kloster, ehemals von Dominikanern bewohnt, im Jahr 1785 aber aufgehoben, und in eine Indienne- fabrik umgestaltet.

Auf dieser Insel ist dermalen noch merkwürdig, das in einer kapellenartigen Abtheilung des Kreuzganges befindliche Grabmal des während des Conziliiums zu Constanz am 15ten April 1415 verstorbenen konstantinopolitanischen Patriarchen Emanuel Chrysolaris mit noch ziemlich deutlicher Grab- schrift. Auch ist daselbst noch das Gefängniß zu sehen, worin J. Hus 23 Tage gefangen saß.

Erzählungen und Geschichten für den Bürger und Landmann ic.

Empfindliche Strafe eines Thier- quälers.

Ich erzähle euch hier, liebe Leser! eine zwar nicht mehr neue, doch wahre

Geschichte, um diejenigen ihres Unrechtes überzeugend zu belehren, welche sich an Thieren unmenschliche Behandlungen erlauben. Zu Abo in Finnland wurde vor mehreren Jahren ein Hund überfahren,

der schmerzhaft und tödlich verwundet bis an die Thüre eines Lederhändlers kroch, gleichsam, als wollte er da Hülfe suchen, oder sein Leben beschließen. Der fünfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, begieng die Grausamkeit, dieses winselnde Thier zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen. Glücklicher Weise sah diese entsefliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor. Seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es ward, um ein vor solcher Grausamkeit abschreckendes Beispiel zu geben, einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzuführen, und nach reifer Ueberlegung des Verbrechens ward an einem Markttag vor vieler Menschen Augen zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büttel, Amts- oder Gerichtsdieners Knecht führte den Menschen vor dem Rathshause in einem großen Zirkel von Zuschauern, schloß ihn an einem Schandpfahl fest, entkleidete dann seinen Oberleib, und las ihm folgendes Urtheil. „Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es dich in der Todesstunde winselnd um Hülfe ansah, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des armen Thiers vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödet hast, so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du vor den Augen aller Gegenwärtigen ohne Nachsicht und Erbarmen gezüchtiget und gestraft werden.“ Er hieng ihm hierauf ein schwarzes Blech auf die Brust mit der Aufschrift: Blutdürstiger Unmensch.

Also mit dem durch seine Grausamkeit verdienten Namen gebrandmarkt blieb er zu seiner Beschämung eine Zeit lang ausgefellt; und dann trat der zweite Büttel

auf, mit einer geflochtenen Drathpeitsche bewaffnet. Und nachdem er ihm 25 Hiebe verseht hatte, las er folgendes Urtheil: „Hier, junger Unmensch! fühle nur Etwas von den Schmerzen, womit du ein armes verunglücktes Geschöpf Gottes in den letzten Augenblicken des Lebens quältest, und wenn du einst in deiner Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erblicken willst, so werde menschlicher.“ Dann gab ihm der dritte Büttel wieder 25 Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der junge Hartherzige Erbarmung von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erblicken suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, dem dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Verfündigungen an armen Thieren ein Ende machte.

O ihr Unthiere, die ihr Ochsen und Pferde, arbeitsame und zu euerem Besten dienfbare Geschöpfe, welche euch durch ihre Arbeit Brod verdienen, durch ihr gesundes, stärkendes Fleisch Nahrung, durch ihre Felle Kleidung und Bedeckung, Schutz vor Frost und Ungewitter gewähren, und tausend derlei Vortheile verschaffen, — oft so unmenschlich behandelst, sehet hin auf das Gericht in Finnland, und denkt eure Grausamkeit verdamme oder erniedrige euch sehr tief, weil ihr die Schuld auf euch ladet, welche eben solche Urtheile über euch wenigstens im Stillen ausspricht, wie es das Gericht über den Unmenschen zu Absprach. Unartige, böse, muthwillige Kinder! die ihr Vergnügen daran findet, einen Käfer an einem Bindfaden an ein Bein zu binden, und ihn so lange herum zu schwingen, bis ein Fuß ausreißt, und das gequälte Thier zu Grunde geht, oder euch an anderen Plagen unschuldiger Thiere belustiget, macht ihr euch nicht ähnlicher Ver-

gehungen wie der grausame junge Finn-
länder schuldig? Wir wollen nun nicht
mehr auf die Gerichte und Urtheile der
Welt allein, sondern auch auf die Urtheile
Gottes sehen. Hört, was die heilige Schrift
zu euerm Unterrichts sagt: So steht dort
beschrieben: Gott merkt auch auf das
Aechzen der geängstigten Thiere, und
der, welcher die ganze Natur unter seinen
Schutz nimmt, wird wohl auch diejenigen
strafen, welche die Unschuld betrüben und
ängstigen. Wir überlassen und empfehlen
diese Wahrheit zu reifer Ueberlegung.

Schon öfter legte man über Thierquä-
leren wichtige Erinnerungen an euer Herz.
O daß ihr sie doch hören, und ihnen Auf-
merksamkeit schenken möchtet!

Noth und Schelmerei sind erfinderisch.

Das Häuschen zweyer Eheleute lag ziemlich
nahe an einer Straße, auf der oft einige
ehrlich gekleidete Reisende zu Fuß vorbeigien-
gen. Agnes — etwas nachlässig ge-
kleidet, saß gewöhnlich, einen Strumpf und
Stricknadeln in der Hand, vor der Haus-
thür. Wenn so mancher Wanderer vorbei
zog, in dessen Börse sie etwas mehr als
ein Paar Groschen vermüthete, swann sie
bald ein Gespräch an. Wir wollen ihnen
zuhören. Nur etwas wenig vom Gespräche!

Agnes. Es ist doch schrecklich warm.

Fremd. Ja, ja, sehr warm.

Agnes. Wollen sie denn nicht ein
wenig ausruhen. Sie müssen ja recht müde
geworden seyn den hohen Berg herauf.
Ich dachte der Schatten könnte Ihnen nicht
unangenehm seyn.

Fremd. Ja, wenn man immer einen
Schatten fände.

Agnes. Ei, belieben Sie in unser
kleines Häuschen zu treten oder in die
Laube da!

Fremd. Wie? und sie ist ganz allein
da in dem Häuschen?

Agnes. Freilich immer allein. Die
Zeit scheint mir lange; dies ist die Ursache,
warum ich mich so vor die Hausthüre setze.

Fremd. Ganz allein; wo ist dann
der Ehegemahl.

Agnes. O der Ehegemahl — der läßt
mich oft ganze Wochen hier in der Längen-
weile sitzen.

Fremd. Das sollte nicht seyn. Wäre
ich ihr Gemahl, ich könnte Sie beinahe
keine Stunde allein lassen.

Agnes. O Sie Schmeichler! Ist's
Ihnen aber auch Ernst?

Fremd. Ernst? — Wie kann Sie da
fragen.

In diesem Tone wurde oft die Rede
länger fortgesetzt; nach einigen Minuten
wurde gewöhnlich das zuvor geöffnete Fenster
mit einem heftigen Schlage zugeworfen.
Agnes sagte, daß dies geschehe, weil neu-
gierige Leute, die auf der Straße vorbeigie-
hen, leicht in die Stube sehen könnten.
Im Grunde war dieses Fenster zuschlagen
das verabredete Zeichen für Hans; denn
nach zwei Minuten erschien Hans in der Stube.

Der Austritt, den er da entdeckte, war
freilich nicht immer der erbaulichste. Hans
gerieth gewöhnlich in Eifer, stampfte, fluchte,
suchte Messer um das Weib zu werden,
drohte mit der Polizeiwache, jammerte u. s. w.
Der Fremde mußte gewöhnlich seine Tasche
leeren, manches Kleidungsstück vom Leibe
geben, oder wenn er einen Bündel hatte,
wurde ihm diese Bürde erleichtert; zeigte
sich am Fuße eine silberne Schnalle oder
am Halse ein seidenes Tuch: so mußte es
zur Loskaufung der Ehre der lieben Gattin
hergegeben werden.

Doch auch diese Art, unerfahrene Menschen ins Garn zu locken, mißlang bald. Ein Kaufmannsdienner, der die nämliche StraÙe passirte und gegen den Aanes ihr gewöhnliches Netz auswarf, fiel ins Garn, und wollte sich dann mit einigen Thalern losmachen. Als aber Hans seine Ansprüche immer höher trieb, am Leibe eine etwas dicke Geldgurt bemerkte und auch von dieser ziemlich ungestümm seinen Antheil forderte: zog der Kaufmannsdienner ein Terzerol heraus, befaß schnell die Thür zu öffnen und ihn zu entlassen. Hans, der schon manchemal gehört hatte, daß mit Terzerolen nicht zu spassen sey, ward geschmeidiager, bat, man möchte nichts daraus machen, auch er wolle das Geschehene hingehen lassen, die Menschen seyen schwach, das verdammte Fleisch und der Teufel —

Der Kaufmannsdienner gieng fort und machte bei dem nächsten Gerichte von dem, was ihm begegnet war, eine umständliche Anzeige. Noch ehe die Nacht anbrach, kamen Gerichtsdiener, umgaben das Haus, namen Hansen, die gefällige Agnes und das kleine Mädchen, das so oft Spionendienste gemacht hate, mit sich fort und wiesen der Familie eine mit eisernen Stangen vergiftete Wohnung an. Man durchsuchte ihr Haus, fand aber nichts Verdächtiges. Zwanzig Schritte vom Hause aber, da man einige verfaulte Stöcke ausgrub und Moos und Laub durchwühlte, fand man Mehreres, was man sonst gewöhnlich bei Holzhauern nicht findet.

So viel habe ich von einem ehemaligen Dienstknechte, nun aber Colonisten in — in Erfahrung gebracht. Das Uebrige läßt sich so ziemlich voraus sagen; vielleicht werden wir es noch näher erfahren.

Eine wahre Geschichte.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Knäblein auf dem Knie, und that sich güttlich, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sey, und sein Glück für einen Segen Gottes halte; indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier frankten halberfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder“ sprach er. Der Kaufmann sah den Polen curios an; „Was soll ich mit diesen Kindern thun? wem gehören sie? wer schickt sie zu mir?“ „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna; „Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Ort seyn.“ Allein der Pole erwiederte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Robert seyd, so bin ich am rechten Ort.“ Er war wirklich der Herr Robert, und die Sache ereignete sich folgendermaßen:

Eine Französin, sie war Wittwe, hatte schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber im Jahr 1813 die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den russischen Einwohnern wohlgefiel, denn das Blut verlängnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig war, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Lande reisen, sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Als sie aber in einer



schrecklichen Kälte und Flucht und unter unfäglichen Leiden schon bis nach Willna gekommen war; krank, und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Willna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg zurückkehren wolle.

Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Vöblein an, weil er das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und er hatte recht, denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Sie verfuhr sich also mit dem Nothwendigsten, und affordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter, denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen.

Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten — — „Wo du hingehst“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten miteinander soviel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlin, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle seyn mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst: „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?“ Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Innern zu ihm: Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, nämlich um dein Wort, daß du ihr gegeben hast? also kniete er mit den unglücklichen Waisen um

den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied, und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, zum Beweise nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Biederigkeit anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seyen.

Hiernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kinder anvertraut hatte, ihn könne stecken lassen.

Und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, erkundigte er sich, wie ein Händler thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er stillhalten soll, bei den Kindern so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissen auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sey? „Robert.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, so wäre nämlich Herr Robert der Vetter, die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende.

Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Robert ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, auch nicht, ob er, und wo in Petersburg wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwey Tage lang in der Stadt herum, und hatte Französlin feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Parlein?“ und der Herr Robert begehrte sie nicht einmal geschickt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten.

Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eines, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und er fühlte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwey abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschniegten, meinend, er sey der Herr Vetter, und anstengen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, als die russischen, und als Herr Robert die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen,“ sagte er, „wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen aß die Suppe und legte den Löffel weg, und blieb sitzen — Er stand auf, und blieb stehen.

„Seyd so gut, sagte er endlich zu Herrn Robert, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Willna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;“ Da fuhr es doch dem guten milden Menschen, dem Herrn Robert, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingwolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind böß und der Verdienst ist gering.“ —

„Ebendeshwegen,“ sagte Herr Robert, „darüber laßt mich klagen. Oder glaubt ihr, ich sey so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit Kindern handle? Wollt ihr sie wieder?“

Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Robert gar nicht der Vetter sey, sondern die armen Waisen nur aus Mitleiden angenommen habe, „wenns so ist,“ sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und euere Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch auch Nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Robert das seinige. „Monsieur Robert“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann —“ und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschiede zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte. „Guter Freund, sagte der Herr Robert, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel.

Also sind jetzt die Kinder versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, der gute Pole befriediget, und so ein, oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sey, oder ob er, wenn er er auch wirklich hätte aufgefunden werden können, die Kinder angenommen, und überdies noch den Fuhrlohn bezahlt haben würde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn den nicht gefundenen Vetter nicht einmal

dazu von Nothen gehabt, denn das Zutrauen des biedern gläubigen Polen wurde in allen Fällen gerechtfertiget.

Die Sprachforscher.

Nicht lange nach Errichtung der Gensd'armerie in mehreren Städten Deutschlands saßen die Honoratioren von Episkopshausen in einer Schenke, um bey Bier und Brauntwein sich gütlich zu thun, und nach den Beschwerden des Berufs in der traulichen Wirthsstube und bei muntern Gesprächen von der Last und Hitze des Tages sich zu erholen. Aber, wie es zu geschehen pflegt, ein Mann im Amte ist ein geplagter Mensch und nie vor Störungen sicher. Das erfuhr auch der vielbeschäftigte Schulze, welchem ein Gensd'arme ein amtliches Schreiben überbrachte, einen conscribirten Rekruten einzuschicken.

Nachdem er den Befehl gelesen und demselben pflichtmäßige Genüge geleistet, auch Hoffnung da war, daß die Unterhaltung jetzt nicht weiter unterbrochen werden würde, begann er folgender Maßen: „Ich möchte um des Himmels willen doch wissen, woher die Soldaten den verteuftelsten Namen Gensd'arm bekommen haben. Ich wollte mirs noch gefallen lassen, so närrisch es auch klingt, wenn sie Rinds- oder Schweinsdärme hießen, denn die sind doch zum Wurstmachen brauchbar, aber ein Gensdarm ist doch auf Gottes Welt zu gar nichts nütze, als daß man ihn auf den Mist wirft. Ich habe mir schon oft darüber den Kopf zerbrochen, allein nichts herausgebracht. Was sagt denn Er dazu, Herr Gevatter Schulmeister?“

Der freundliche Leser wird ohne unser Zuthun leicht merken, woher der Struppel des guten Schulzen kam. Der Mann hatte

nicht französisch gelernt, und verstand also die Aussprache des ihn in Verwunderung setzenden Wortes nicht. Dies war übrigens auch der Fall beim Herrn Schulmeister, allein dieser war ein Schlaukopf und wußte sich zu helfen. Demnach sieng er zur Verwunderung aller Anwesenden folgender Maßen an.

Ich selbst auch habe mir über diesen seltenen Namen oft meine Gedanken gemacht, und würde den Sinn schwerlich errathen haben, wenn ich nicht in frühern Jahren bei Professoren und Oberschulrathen Kollegien gehört hätte. Bey solchen Männern, ihr Herren, kann man etwas lernen, deswegen hoffe ich, den Punkt richtig zu treffen. Zu besserem Verständniß muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich im dreißigjährigen Kriege zugetragen hat. Der türkische Kaiser Atilla, mit dem Zunamen „die Geißel Gottes,“ belagerte damals die Stadt Rom mit einer zahllosen Armee. Aber der Papst Gregor der Siebente hatte das Vorhaben der Türken vor ihrem Anrücken gemerkt, und bei Zeiten einen Kreuzzug ausgeschrieben, um den Erbfeind der Christenheit abzutreiben. Dadurch hatte er sich von allen christlichen Potentaten in Frankreich, Deutschland, England und Amerika Hülfstruppen verschafft, welche sich in die Stadt warfen, und dieselbe tapfer vertheidigten. Der Türke sah, daß er nichts ausrichte, und war eben im Begriff, unverrichteter Sache zum Rückzuge blasen zu lassen, als er besser bedacht, noch zu einem letzten Versuch sich entschloß. Es gab ihm nämlich Einer den Rath bei Nacht und Nebel in aller Stille den Felsen ersteigen zu lassen, auf welchem das Kapitolum, oder das Domkapitel, lag. Gelingte das Unternehmen, so würde es ihm, im Besitz des höchsten Platzes, etwas leichtes seyn, die ganze Stadt zusammenzuschießen. Weil dieser

Platz aber so fest war und für unangreifbar galt, daß seit Erschaffung der Welt es noch Niemand gewagt hatte, ihn zu stürmen, so glaubte die Garnison sich dort so sicher, als in Abrahams Schooße, und legte sich sorglos auf die Ohren. Der Aufschlag der Türken wäre daher auch glücklich ausgeführt worden, wenn er nicht, — jetzt passet auf, ihr Herren! — durch die Wachsamkeit der Gänse verhindert worden wäre. „Nämlich die geistlichen Herren im Domkapitel waren große Freunde von Gänselebern, und hatten deswegen eine hübsche Menge Gänse in der Mastung. Diese Thiere erhoben, als die Türken bereits den Gipfel erkletterten, ein so jämmerliches Geschnatter, daß das ganze Domkapitel erwachte und die Schildwachen aus dem Schlafe schrie. Auf den Wällen des Domkapitels eilte man zu den Lärmkannonen, und das Eindringen der Türken wurde verhindert. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit und den Gänsen zu Ehren, die wegen der Fettigkeit ihrer Därme nicht schlafen konnten, ist nun der Name Gensdarm entstanden, und wird nur den Soldaten gegeben, die ein wachsameres Auge in Sachen der Polizey haben sollen.“

Hier endigte der Schulmeister, und sah stolz auf seine Rede mit Blicken, welche den schuldigen Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung forderten, in der noch immer still hinhorchenden Gesellschaft umher. Keiner wagte ein Wort zu sprechen, aber die Wirthin schlug die Hände zusammen und rief: „Das muß wahr seyn, wir haben einen Herrn Schulmeister, der alles weiß, und dem kaum ein Consistorialrath an Witz und Verstand gleich kommt.“

„Ich habe vor der bekannten Gelehrsamkeit unsers Herrn Schulmeisters allen Respekt,“ versetzte hierauf der Barbier (oder, wie er sich lieber nennen hörte, der Wundarzt) „und ich würde auch seiner

Erklärung vollkommen beystreten, wenn die Sache nicht ein kleines Häklein hätte. So viel ich nämlich weiß, sagt man nicht Gensdarm, sondern Schahndarm, denn so spricht unser Pfarrer das Wort aus, und so hab' ich es neulich auch einen Reisenden aussprechen hören, der in einem gewissen Casus meine Hülfe ansprach. Nun erinnere ich mich noch von Straßburg her, wo ich die Wundarzneykunst studirte, daß man die Bedienten und Aufwärter gemeinglich mit dem Namen Schahn (Jean), zu deutsch „Johann“ zu rufen pflegte. Die Polizeysoldaten aber sind, wie ich schon oft bemerkt habe, die Aufwärter des Landvogts, den sie, wenn er ausfährt, begleiten, und, wenn er in den Wagen ein- oder aussteigt, beym Arm halten. Daher glaube ich, daß Schahndarm so viel heißt, als: „Johann den Arm!“

Der Demagog.

Nicht lange nach der im vorigen Stücke enthaltenen Geschichte brach über den guten Schulmeister in Episkopshausen unvermuthet ein fürchtbares Gewitter aus. Die Sache verhielt sich so:

Der Schulze des Orts bekam durch einen Frohnboten ein oberamtliches Ausschreiben, in welchem geschrieben stand: „Der Schulze solle wachen und mit allem Fleiße zu verhindern suchen, daß im Orte demagogische Umtriebe gehalten, wosern aber dergleichen entdekt würden, sogleich das Oberamt davon in Kenntniß zu setzen. Sollte sich aber gar ein Demagog betreten lassen, so müsse derselbe ohne Verzug in Verhaft genommen und wohl verwahrt eingeliefert werden.“

Der Schulze, der in seinem Leben weder von demagogischen Umtrieben noch von einem Demagogen etwas gehört hatte,

gerieth in nicht geringe Verlegenheit, wie er den Befehl deuten und befolgen sollte, und gieng, wie er in ähnlichen Fällen öfters zu thun pflegte, im tiefen Nachsinnen, die Hakte über der Achsel, in seinen Garten vor dem Dorfe, in der Hoffnung, daß ihm ein Zufall den Verstand eröffnen würde. Der gute Mann hatte sich diesmal auch nicht getäuscht, denn unterwegs begegnete ihm der Büttel, der schon oft in bedenklichen Fällen seinem Herrn den Kopf geliehen und ihn aus der Noth gerissen hatte.

Raum erblickte der Schulze seinen Untergebenen, als er ihm das oberamtliche Schreiben ohne Zeitverlust einhändigte, und ihn um seine Meinung und seinen Rath bat. Der Büttel hatte es nicht sobald gelesenen, als er folgender Massen anhub:

„Da weiß ich Rath, Herr Schulze! Leider ist der Gog im Dorfe, und wo der Gog ist, da ist auch der Magog. Ich weiß das nicht erst seit heute, aber ich schwieg dazu, weil ich den Mann nicht wollte unglücklich machen. Ich bin ihm aber seit geraumer Zeit aus dem Wege gegangen, denn mit solchen Leuten ist nicht gut spassen.“

„Und was sind denn das für Leute?“ fragte der Schulze hastig.

„Habt ihr denn nie etwas vom Gog und Magog gehört? Der wird kommen vor dem jüngsten Tage, und die Leute verführen zum Unglauben und zu aller Bosheit, und wird nichts als Bosheit angerichtet in der ganzen Welt.“

„Und dieser Gog und Magog wäre im Flecken?“ fragte der Schulze weiter und verwunderte sich hoch, daß er noch nichts von seiner Anwesenheit bemerkt habe.

„Nicht anders,“ erwiederte der Büttel. „Kommt nur mit mir, ich will Euch schwarz auf weiß zeigen.“

Der Büttel führte also seinen staunenden Gebieter zum Bürgermeister. Als sie dort

angekommen, sagte er: „Lasset Euch nun die letzte Holzquittung geben, die der Schulmeister schrieb, da werdet Ihr's mit eigenen Augen sehen.“

Die Quittung wurde vorgelegt und lautete also:

„Unterzeichneter hat seinen jährlichen Holzbedarf zur Heizung der Schule richtig empfangen.

F. Johannes Schmalbier,
Päda Gog loci.“

Schrecken besiel den guten Schultheiß, als er die Quittung gelesen. „Das sey Gott geklagt,“ rief er aus: „hätte ich doch all mein Tage nicht gedacht, daß mein Gevattermann eine so schändliche und verderbliche Teufelsbrut wäre. Aber Gott sey Dank, daß wir den Bösewicht haben, den Gog, er heiße mit dem Vornamen Dema oder Päda.“

Also wurden ungesäumt die nöthigen Anstalten getroffen, den unglücklichen und nichts Böses ahnenden Schulmeister zu verhaften und einzuliefern. „Sie trafen ihn zu Hause. „Verfluchter Teufelsbraten,“ schrie ihn der Schulze an, „nun ist das Maß deiner Sünden voll. Schließet ihn! Ich habe nicht gewußt, daß du so ein Höllenhund bist, der uns alle in's Verderben bringen will. Nun — fort mit ihm zum Oberamt.“

Man denke sich des armen Mannes Schrecken und Erstaunen über solch ein Verfahren. Vergebens berief er sich auf seine Unschuld; vergebens jammerte sein Weib und verbürgte sich für seine Unsträflichkeit. „Er ist ja,“ rief sie, „das gutmüthigste Schaf in der ganzen Gemeinde, einen so friedfertigen Esel, wie ihn, wird man nicht in allen Schulen antreffen.“ — Das half alles nichts, dem zitternden Schulmann wurden Fesseln angelegt, und er unter allgemeinen Verwünschungen des

Dorfs durch ein Halbduzend der stärksten Männer abgeführt.

Noch vor Anbruch des Abends traten sie mit ihrem Gefangenen in die — Amtsstube. „Was bringt Ihr da?“ fragte der erkaunte Oberamtmann. „Den Gog und Magog?“ schrien die Bauern und legten ihm Beweise vor. „Was zum Teufel seyd Ihr für Narren!“ rief der Oberamtmann, als er den seltsamen Irrthum erkannte, und befahl, dem zitternden Schulmeister die Fesseln abzunehmen.

Nun fieng der Arme, nach zweyständiger Furcht, erst wieder an, frey Athem zu schöpfen; der Oberamtmann aber konnte sich nicht genug wundern über die Dummheit von Spitzkopshausen, und gab dem Schulmeister einen verdienten Verweis; „Diese Angst, Herr Schulmeister, hätte Er sich ersparen können, wenn Ihn nicht der Kitzel gestochen hätte, mehr zu scheinen, als Er ist. Wer hat Ihn denn den Titel Pädagog gegeben? Ihr Herrn fangt an, Euch des Ehrennamens Schulmeister zu schämen, und wollt Schullehrer, Pädagogen und dergleichen, zuletzt wohl gar Schulmonarchen seyn. Gott weiß, wohin Euch noch der Schulstolz und Ueberwitz treiben wird.“

Daran hatte der Oberamtmann recht.

Der Schulmeister aber sprach: „Ach, wenn ich als Ersatz für meine Seelenangst nur das Eine bitten dürfte, daß Sie künftig dem Schulzen die fremden Wörter auch erklären, sonst könnte ich noch einmal unverschuldet in solchen Schreck gesetzt werden.“

Daran hatte der Schulmeister auch recht.

Der glückliche Mißverständnis.

Der gute Schulze von Spitzkopshausen kam mit seinem Amt und seinen Untergebenen je mehr und mehr in's Gedränge.

Die Zeit war dem Manne über den Kopf gewachsen, und er wußte sich in so manche neue Verordnungen gar nicht mehr zu finden. Daher trug er schwer an der Bürde seines Ehrenstandes, und sehnte sich nach Erlösung von derselben oft recht herzlich, besonders seit die Brut von Dorfdeputirten ihm so viel zu schaffen machte. Sonst gab es doch auch noch Gelegenheit, sich zu einem Glase Wein eine Nebeneinnahme zu verschaffen, allein seit die verwünschten Aufpaffer alle Rechnungen durchspürten, und auf die kleinste Betrügerey, wenn sie entdeckt und erwiesen wurde, schmäbliche Absehung erfolgte, seither mußte der Ehrenmann sich bequemen, auf eigene Rechnung seinen Schoppen zu trinken. Das war nicht nach seinem Geschmack, und verursachte oft bittere Klagen über die Zeiten, die immer schlechter würden.

Seit einiger Zeit war sogar offene Fehde im Dorfe wegen der Vertheilung eines Weidenplazes. Die ärmern Einwohner verlangten, man solle den Platz, der nur dazu diene die Ochsen und Kasse der reichern Bauern füttern zu helfen, während die größere Anzahl der Armen, die weder Ochsen noch Kasse besäßen, keinen Nutzen davon hätten, vertheilen, damit man neue Kartoffelländer anbauen könne. Die Nahrungslosigkeit der Zeit mache es zur Pflicht, für Weib und Kind eher zu sorgen, als für das unvernünftige Vieh. Dagegen aber erklärten die Herren von der Bauernschaft diese Forderung für einen Eingriff in ihre Rechte: „Das war ein Ochsenwasen von Alters her,“ sagten sie, „und soll ein Ochsenwasen bleiben. Wir müssen im ganzen Dorfe für den Kitz sehen, und wo was zu zahlen ist, müssen wir daran glauben. Darum soll man uns unsere Rechte nicht schmälern, und die hungerigen Kartoffelfresser nur schreyen lassen.“

Also theilte sich das Dorf in zwey Parteyen; der Schulze und der Magistrat hielten es mit den Ochsen, die Deputirten aber standen gegen sie, als eine Opposition, von Amtswegen. Das veranlaßte dann manche Debatten und gab Veranlassung zu vielem Streit und Hader. Wo zwey oder drey bey einander waren, da kam die Sache der Ochsen zum Vorschein, und man stritt sich oft mit großer Heftigkeit, daß es blutige Köpfe gab, zumal wenn die Disputation in der Zeche vorfiel.

Bey so bewandten Umständen mußte dieser Handel endlich zu Klagen und Untersuchungen führen. Beide Parteyen liefen zum Oberamtmanne, und suchten ihn durch allerley Mittel für ihre Sache zu stimmen. Der Oberamtmanne war auch beyden zu Willen, und fuhr auf ihre Kosten mehrmals zum Augenschein auf den Platz; das gab immer einen lustigen Tag, und die Bauern bezahlten nach Gewohnheit die Zeche. In- des zog sich die Sache in die Länge, und der Ausgang war nicht abzusehen. Das wollte sich nicht zu der Ungeduld schicken, mit welcher die Parteyen die Entscheidung erwarteten. Sie drängten und bestürmten demnach das Oberamt mit endlosen Vorstellungen, bis dieses einen Spruch that: „Schultheiß und Magistrat sollten mit den Deputirten noch einmal kommunizieren.“

Als der Schultheiß das Schreiben erhalten hatte, eilte er damit zu seinem Auserwählten, dem Schulmeister, der diesmal der Sache die beste Wendung gab, wie der Erfolg zeigt. „Das schickt sich gerade,“ sagte der Schlaufkopf, „denn bis nächsten Sonntag wird Kommunikou seyn. Ihr müßt eben dafür sorgen, daß der Magistrat und die Deputirten dazu bestellt werden. Das kann wirken.“

Der Deutung des Schulmeisters zu Folge berief der Schultheiß den Magistrat

und die Deputirten, las ihnen das oberamtliche Schreiben vor, und ermahnte sie, sich am Samstag pünktlich bey der Beichte einzufinden. „Am Sonntage,“ setzte er hinzu, „wollen wir sodann mit einander kommunizieren.“ Der Vorschlag des Schulzen gefiel allen wohl. Am Samstag erschienen die Männer in der Beichte, bekannten und bereuten ihre Sünden, am Sonntage empfingen Sie in der Kirche das heilige Sakrament, am nämlichen Mittage noch verglichen sie sich, den Weideplatz zur Hälfte den Ochsen zu lassen, wie bisher, die andere Hälfte aber unter die ärmeren Familien zu vertheilen. Somit war alle Fehde zu Ende, und ein Mißverständnis hatte gewirkt, was vernünftigen Vorstellungen vorher unmöglich war.

Lohn der Ehrlichkeit.

Ein junger braver Bauernsohn, hatte eine unschuldige Bekanntschaft mit einem Bauerntöchterlein im nächsten Dorfe, und wollte sie gerne heirathen. Er gieng also zu ihrem Vater, und bat, ihm die Tochter zu geben. Der Alte empfing ihn zwar freundlich, sagte ihm aber bald, daß er ihm die Tochter nicht geben könne, weil er kein Vermögen habe, und noch kein Weib ernähren könne. Michel — so hieß der Bauernsohn — gab ihm zur Antwort: „Lieber Stephan! dies war der Name des Bauers, — sieh, ich bin gesund und stark, und arbeite gerne; es wird also mir und meinem Weibe nicht an Brod fehlen; zudem habe ich mir seit wenigen Jahren 30 fl. erspart, damit richten wir die Hochzeit aus, dann nehmen wir ein Gütlein in Pacht, und wenn wir fleißig sind und beten, so wird Gott unsere Arbeit segnen und uns nicht Hunger leiden lassen.“

Dem alten Stephan mißfiel diese Sprache keineswegs und er sagte endlich: Michel, laß es nur noch ein Jahr gut seyn, bis dahin kannst du dir noch etwas verdienen, und dann magst du mein Köschen immer noch nehmen.

Mit dieser Antwort gieng Michel seines Weges, und begegnete nicht ferne vom Dorf seinem Köschen, die in der Stadt gewesen war, und von da wieder nach Haus gieng. Er erzählte ihr alles, was ihr Vater mit ihm gesprochen, und war ganz niedergeschlagen, daß er seine Absichten bei ihm nicht erreicht hatte. Zudem er nun mit Köschen eine Strecke so ganz langsam und tieffinnig fortgieng, stolperte er in der Dunkelheit über etwas und fiel. Er stand wieder auf, griff darnach und sich, es war ein großer schwerer Geldbeutel, den er kaum in die Höhe zu heben vermochte. Er lief nun damit nach einem Feuer, das er auf einem Felde von angezündeten Dornen brennen sah, und fieng bei der hellen Flamme zu zählen an. Es kamen ein Hundert Thaler nach dem andern heraus und der Beutel blieb immer noch schwer. Wahrhaftig, rief Michel aus, es müssen etliche tausend Thaler darin seyn. Nun wird es deinem Vater gewiß recht seyn, daß ich dich nehme! Gott Lob und Dank, daß wir diesen Schatz gefunden haben!

Indem sie nun, mit dem Geldsacke unter dem Arme, voll Freuden dem Dorfe zugiengen, fiel ihnen auf einmal ein, daß dieses Geld jemand könnte verloren haben, daß sie es wieder zurückgeben müßten, und daß sie alsdann wieder so arm wären wie vorher; doch trösteten sie sich damit, daß sie alsdenn ein gutes Trinkgeld bekommen würden, und beschloffen also auf der Stelle, zu dem Herrn Pfarrer ins Dorf zu gehen, ihm den Vorfall zu erzählen, und ihn um einen guten Rath zu bitten. Sie giengen hin, und nachdem

sie dem Pfarrer alles erzählt hatten, wollten sie den Geldsack bei ihm zurücklassen, wenn ihn etwa jemand verloren hätte. Der Pfarrer lobte sie ihrer Ehrlichkeit wegen, und ließ es durch die Zeitung bekannt machen, daß ein Geldbeutel gefunden worden sey, dessen rechtmäßiger Eigenthümer sich bei ihm melden möchte. Die Ehrlichkeit der jungen Leute gefiel ihm so wohl, daß er ihnen versprach, zu ihrer Verheirathung sein möglichstes beizutragen. Er hielt selbst bei Stephan um seine Tochter für Michel an, erhielt das Jawort, half Micheln, daß er das nämliche Gütlein, welches er zu haben wünschte, in Pacht nehmen konnte, und verschaffte ihm auch Vieh und Wirthschaftsgeräthe.

So haufeten nun die jungen Eheleute eine geraume Zeit fleißig und ordentlich fort, und das Geld lag noch immer im Pfarrhose, ohne daß sich ein Eigenthümer hervorgethan hätte. Zwei Jahre waren bereits vorüber, da brachte der Pfarrer den Geldsack zu den jungen Leuten, und sagte: „Da sich Niemand zu dem Gelde meldet, so gehört es euch; weil es aber möglich ist, daß sich dennoch der Eigenthümer einmal hervorthue, so rathe ich euch, das Geld in eure Wirthschaft zu stecken; denn auf diese Art bleibt es unverloren, der Eigenthümer möge dann kommen, wenn er wolle.“ Diesen Rath befolgten sie. Michel kaufte das Gütlein, welches er bisher in Pacht hatte, und da das Geld 4000 Thaler betrug, so konnte er es sogleich baar ausbezahlen; denn gerade so viel kostete es. Zu kurzer Zeit brachte er es auch so weit, daß sein Gut wehr werh war, als er dafür bezahlt hatte. Einige Jahre darauf starb nun der alte ehrliche Pfarrer. Die beiden ehrlichen Eheleute hinterlegten also bei dessen Nachfolger eine Schrift, darin sie sich für ihre Kinder und Kindeskinde verbindlich machten, das Gut an denjenigen abzutreten, der sich

als rechtmäßiger Eigenthümer des Geldes darthun würde.

Es waren jetzt gerade 10 Jahre verflossen, seitdem Michel das Geld gefunden hatte, als er eines Tages vom Felde zum Mittagsmahl nach Haus gieng. Da sah er auf der Straße einen halbbedeckten Wagen und zwei Personen darin. Auf einmal fiel der Wagen um und zerbrach, und die beiden Personen fielen heraus, ohne jedoch Schaden genommen zu haben. Michel sprang eilig herbei, bot den Fremden seine Pferde an, und bat sie auf die lieblichste Weise, in seinem Hause ein wenig auszuruhen. „Ist es doch, sprach einer der Fremden, als wenn dieser Ort verberbt wäre. Ich kann ohne Unglück nicht vorbeikommen. Vor zehn Jahren hatte ich hier einen bedeuteten Verlust. Ich kam von der Regensburger Messe zurück, hatte 4000 Thaler bei mir, und die mußte ich hier verlieren.“ — „Was, sagte Michel, 4000 Thaler haben Sie verloren? Aber haben Sie sich denn gar keine Mühe gegeben, das Geld wieder zu bekommen?“ „Das war mir unmöglich, mein Freund, antwortete der Fremde; denn ich mußte damals nothwendig nach Holland, wo ich mich nach Ostindien einschiffen sollte. Die Zeit war kurz, und das Schiff würde nicht auf mich gewartet haben. — Ich schrieb also des Geldes wegen an einen guten Freund nach Regensburg. Er hat aber, wie ich nachher sicher vernommen, meinen Brief nicht erhalten, und also ist gar keine Nachfrage geschehen, ob Jemand das Geld gefunden habe oder nicht; und wenn es auch geschehen wäre, wie könnte ich glauben, daß Jemand so ehrlich seyn und mir das Geld wieder zurückgeben würde? Ich habe mich also um das Ganze nicht weiter mehr bekümmert, und bloß jetzt denke ich wieder daran, da ich eben wieder auf dem unglücklichen Platz bin.

Mancher Andere würde sich betrübt und geärgert haben, daß er unvermuthet mit sein Gut kommen sollte; aber der ehrliche Michel freute sich von ganzem Herzen darüber. Er ließ sich aber noch nichts davon merken, sondern wiederholte nur seine Bitte an die Fremden, daß sie bei ihm zusprechen möchten. Sie ließen sich nicht lange mehr bitten und giengen mit ihm. Indem sein Weib ein Mittagessen kochte, sprach er noch mehr mit den Fremden, und es blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß das Geld einem derselben gehöre. Er entfernte sich daher auf ein Paar Augenblicke, gieng zum Pfarrer, erzählte ihm die Sache, und bat ihn, beim Mittagsmahl zu erscheinen. Nach dem Essen führte Michel die Fremden auf dem Gute herum, zeigte ihnen seine Gebäude, Gärten und Acker, und erzählte ihnen, wieviel sie ihm jährlich eintrügen. Endlich wandte er sich an den Fremden und sagte: „Alles, was sie hier sehen, mein Herr! gehört Ihnen einzig und allein zu. Die 4000 Thaler, welche Sie verloren, habe ich gefunden. Der vorige Herr Pfarrer ließ es durch die Zeitung ausschreiben; weil sich über Niemand meldete, so habe ich für das Geld dieses Gut gekauft mit dem festen Vorsatze, es demjenigen, welcher das Geld verloren hätte, einmal abzutreten. Es gehört alles Ihnen und sollte ich auch früher gestroben seyn, so hat der Herr Pfarrer eine Schrift in Händen, worin ich mich für mich und alle meine Nachkommen anheischig gemacht habe, das Gut dem Eigenthümer des Geldes zurückzustellen. — Bei diesen Reden wußte der Fremde nicht, wie ihm geschah; er sah eines nach dem andern an, reichte Micheln die Hand und fragte ihn, ob er außer diesem Gute noch ein anderes besäße?“ „Nein, sprach Michel, aber wenn Sie nicht Lust haben, dieses Gut zu verkaufen, so müssen Sie doch einen Pächter darauf haben,

und da hoffe ich, Sie werden es mir vor Andern vergönnen.“ „Lieber Freund, antwortete der Fremde, eure Ehrlichkeit verdienet wohl größeren Lohn, als diesen. Es sind nun schon zehn Jahre, daß ich das Geld verloren habe; seit dieser Zeit hat der liebe Gott mein Vermögen unendlich gesegnet, und ich habe schon viele Jahre nicht mehr an meinen Verlust gedacht. Viertausend Thaler würden mich nicht viel reicher, euch aber würden sie arm machen, wenn ihr sie mir bezahlen müßtet. Behaltet also das Gut für euch, Gottes Vorsehung hat es euch selber gegeben, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, euch darum zu bringen. Ich schenke es euch hiemit ein = für allemal, und freue mich herzlich, daß ich bei dieser Gelegenheit einen so rechtschaffenen Mann habe kennen gelernt. Er ließ sich hierauf die Schrift geben, die der Pfarrer in Verwahrung gehabt hatte, und zerriß sie. Zugleich setzte er eine neue Schrift auf, darin er dem ehrlichen Michel und seinen Nachkommen das Gut auf ewig übergab, und erwähnte dabei ihrer Redlichkeit mit dem größten Lobe. — Die beiden Eheleute wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit gegen den großmüthigen Menschenfreund ausdrücken sollten, und unter Freudenthränen priesen sie den lieben Gott für die wunderbare Gnade, die er an ihnen gethan hatte.

Merke, lieber Leser! Man stolpert zwar nicht alle Tage über einen Beutel voll Thaler hinüber, wie Michel. Aber sey du nur ehrlich, und arbeite und bete, wie Michel, und dann glaub' es: der liebe Gott hat noch tausend andere Wege und Mittel, deine Ehrlichkeit zu belohnen und deine Mühe zu segnen, ob er dir gleich nicht einen Geldsack in den Weg legt.

Der ungeheure Kuchen.

Der König August II. von Polen ließ einst der Warschauer Garnison zum Osterfeiertage einen Kuchen auftragen, wie er gewiß so leicht nicht wieder gebaden werden wird. Derselbe war nämlich vierzehn Ellen lang, sechs Ellen breit und über eine halbe Elle dick. Man hatte 150 Scheffel Weizenmehl, 4860 Eyer, zwey Tonnen Milch, Tonne Hefen und eben so viel Butter dazu gebraucht. Um denselben backen zu können, wurde ein eigener dazu eingerichteter Ofen gebraucht. Der König und der ganze Hof wohnten dem oben erwähnten militärischen Gastmahle bei. Als nun der Kuchen zerschnitten werden sollte, erschienen auf einen Wink des Königs ein Architect und ein Zimmermann. Letzterer war mit einem drey Ellen langen Messer versehen. Nach der Anweisung des Erstern schnitt er nun mitten in den Kuchen ein Loch, stellte sich hinein, und zerlegte ihn so. Man kann denken, wie viele und große Portionen es gab.

Der Riesenappetit.

Bei einem Kindtauffchmause in England nahm vor kurzem einer der Pathen folgende Portionen zu sich: Ein Pfund Lachs mit Aepfelsauce — anderthalb Pfund Rostbeef mit Blumenkohl und Cierrahm — zwey Gänseenten, zwey Truthahnstügel mit zwanzig Stück großen gebratenen Kartoffeln — eine halbe Taubenpastete (vier Stück) mit Austersauce — zwey Pfund Pudding mit drey Schalen Gelee — Brod, Käse, Sellerie und Zwiebeln, zusammen nahe an fünf Pfund — drey große Krüge Porter — zwey Flaschen Bordeauxwein — drey Flaschen Madera — eine Flasche Perreswein — eine halbe Flasche Maraskin —

fünf Pöffel Magenelixir. — Diese Kleinigkeiten hielten indessen nur von sechs Uhr Abends bis gegen ein Uhr Morgens wieder, es nahm daher dieser frugale Mann noch eine kleine Collation zu sich. Diese bestand aus drey Pfunden Nefeltorte, zwey Pfund Käse, vier Pfund Brod und drey Flaschen Portwein. Jetzt begab sich der wackere Kämpfer zur Ruhe, und schlief acht Stunden, ohne aufzuwachen, fort!

Die Tabakschupferey.

Ein Engländer, Namens Stanhope, hat durch eine Berechnung gefunden, daß jeder unterschiedene Tabakschnupfer, zur Bedienung seiner Nase, jährlich nicht weniger als sechs und dreyßig und einen halben Tag nöthig hat. Stanhope setzt nämlich voraus, daß jeder Schnupfer alle zehn Minuten eine Prise nimmt. Hierzu sind anderthalb Minuten erforderlich, indem nicht nur das Nehmen, sondern das Hinaufheben, Spielen und Wischen an der Nase in Ausschlag gebracht werden muß. Acht Stunden Schlaf abgerechnet, kommen also täglich, in den übrigen zwey Drittheilen, zwey Stunden vier und zwanzig Minuten auf die Schnupferey?

Weisse Elephanten.

In Siam bezeugt man den weißen Elephanten die größte Verehrung. Wer einen entdeckt, wird für den Glücklichen der Sterblichen gehalten. Die Sache ist von solcher Wichtigkeit, daß man sagen kann, sie mache Epoche in den Analen der Nation. Der glückliche Entdecker wird mit einer Krone von Silber und einem Geschenke an Landeigenthum belohnt, das sich so weit

erstreckt, als man das Geschrei des Elephanten hören kann. Er und seine Familie, bis in die dritte Generation, sind von aller Art an Dienbarkeit und ihr Landbesitz ist von jeder Abgabe befreit.

Der gegenwärtige Augenblick wird für einen der glücklichsten gehalten; denn in den königlichen Ställen befinden sich nicht weniger als fünf weiße Elephanten. Uebrigens ist der weiße Elephant ein Albinos unter seines Gleichen.

Das Barfüßergericht.

Im Innern von Basel befindet sich ein erhabenes Stadtviertel, der „Kohlenberg“ genannt. Dort wohnte ehemals der Scharfrichter, seine Helfershelfer, die Torturknechte, die Todtengräber, welche die an der Pest verstorbenen beerdigten, und alle Diejenigen, deren Handthierung damals als unehrlich betrachtet wurde. Sie durften sich nur unter einander verheirathen, und alle Gerichtshöfe blieben ihnen verschlossen. Da sich jedoch oftmals Streitigkeiten unter ihnen erhoben, die auf keine gesetzliche Weise geschlichtet werden konnten, so errichtete man für sie ein besonderes Gericht aus zwölf Besitzern und einem Präsidenten, welche Alle unter den Sackträgern und andern ähnlichen Leuten ausgewählt wurden. Dies Gericht hielt seine Sitzungen auf dem Kohlberge in zerrissenen Kleidern und nackten Füßen. Der Präsident hielt den Richterstab in der Hand, und war zugleich verpflichtet, während der ganzen Sitzung, selbst im Winter, ein Bein in einem mit Wasser angefüllten Eimer zu haben. Sobald er Platz genommen hatte, wurden die Parteyen hereingeführt, die entweder persönlich oder durch Jemand aus ihrer Mitte verklagten und sich ver-

theiligten. Die Weisker raunten sich ihr Urtheil ins Ohr, dessen Ausspruch ohne allen fernern Appell war. Fand sich für beyde Theile Gleichheit der Stimmen, so entschied der Präsident. Dies Gericht wurde zu Ende des fünfzehnten oder im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts abgeschafft; aber so viel ist gewiß, daß es noch im Jahre 1474 bestand. Man findet in der von Groß herausgegebenen kleinen Kronik von Basel, daß in diesem Jahre gedachtes Gericht einen Hahn verurtheilte, lebendig aerbrannt zu werden, weil er ein Ey gelegt hatte, und man damals glaubte, daß aus solchen Eyern Basflisten entständen.

Die Grabmusik.

In M... wurde eine Leiche mit vieler Pracht und unter einer Trauermusik beerdigt. Unter dem Gefolge befand sich auch der Arzt des Verstorbenen.

Viele Zuschauer hatten sich versammelt, und folgten dem Zuge bis zum Kirchhofe, angelockt von der schönen Musik.

Einer von diesen fragte einen Bekannten: Können Sie mir nicht sagen, wer diese Trauermusik komponirt hat?

„Nein,“ erhielt er zur Antwort: „den Namen des Komponisten weiß ich nicht, aber — auf den Arzt zeigend — hier können sie den Verfasser des Textes sehen.“

Der strenge Richter.

In dem Orte S... entfiel einesmals an einem Sonntage Abends zwischen zwey Nachbarn ein heftiger Streit wegen Mißhandlung einer Kinderspiel-Logge (Baba.) Dieser Streit wurde immer heftiger, so zwar, daß der Eine sich sogleich zu seinem im nächsten Orte wohnenden Ortsvorstande begab, und diese wichtige Sache zur Klage

brachte. Dieser kluge Mann als Richter zog sogleich seinen Rod an, und gieng noch Abends nach 9 Uhr in schnellen Schritten in das Dorf hin, hielt über den Beleidiger der armen Figur nicht nur einen ernstlichen Spruch, sondern traf sogar die Verfügung, ihn mit Arrest bestrafen lassen zu wollen.

Der unglückliche Schmid.

In einem am Bodensee gelegenen Orte wohnt ein sehr häuslicher Mann, welcher die Anschaffung der Werkzeuge für die Gemeinde zu besorgen und darüber Rechnung abzulegen hat. Da nun bey sehr hart gewordenem Boden eine Gemeinde-Arbeit vorgenommen werden sollte, wozu auch sogenannte Pikel erforderlich waren, welche aber eine Reparation von Nöthen hatten, so nahm dieser also zwey Pikel, that solche in einen Brennofen, befahl seinem Knechte, in ein großes Stück Holz eine Holzachse einzuschlagen, welche die Dienste eines Amboses versehen sollte. Nachdem nun die zwey Stücke Eisen warm genug zu seyn schienen, mußte sein rothbartiger Knecht mit einem Beil ganz jämmerlich drauf los schmieden, so zwar, daß Beil und Ambos in Stücke darauf giengen. Der gute Meister Schmid, bestürzt über dieses Ergebnis, entschloß sich, diese Arbeit durch den rechten Schmid verfertigen zu lassen, indem er sehr wohl einsah, daß für ein solches Schmelzen sich Nichts in die Gemeinds-Rechnung bringen lasse.

Der schlaue Jude.

Im letzten Kriege floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammen hauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Korn-

sack und legte ihn auf den Boden. „Nausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide Kapores.“ „Doved, ich rühr mich nicht.“ Auf einmal kommt der Husar mit gezogenem Säbel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spitzbub,“ schrie er mit grimmiger Geberde; der Schwager erwiderte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd?“ Der Husar antwortete: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat,“ und vistorierte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sack da,“ fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Säbel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd ich haben in dem Sack do? Glas.“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber der darin steckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unauhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jude unwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder! sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.“

Ein armer polnischer Jude gieng durch einen Wald. Ein Wolf kam auf ihn los. Verdutzt, erschrocken hielt der arme Jude ihm seinen Wanderstock entgegen, und glücklicher Weise schoß ein lauernder Jäger hinter

ihm nach dem Wolf, der getroffen, todt hinstiel. „Gottes Wunder!“ schrie der arme Jude, der den Jäger nicht sah, und bloß den Schuß hörte, „hob ach schau den Stock zwanzig Jahr, und hob nit gewußt, daß er geloden is!“

„Wie glücklich bin ich mit meiner Frau!“ rief ein Ehemann aus: in meiner Hauswirthschaft ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln!“ und bey diesen Worten zog er statt des Schnputches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

Ein Bediener hatte einen mündlichen Auftrag seines Herrn schlecht besorgt. Dummkopf, schrie der Herr zornig: wenn ich einen Esel schicken will, so geh' ich lieber selber.

Ein Kaufmann pries seine treffliche Waare einem Frauenzimmer mit folgenden Worten an: „Gnädige Frau, das ist ein Zeug für die Ewigkeit, und nachher können Sie sich noch einen Unterrock daraus machen.“

Auflösung der Räthsel.

1. Als Absalon daran hing. 2. Daß man hier heurathet und dort nicht. 3. In der Fastnacht 1819, wo wegen dem Ableben des Großherzogs Carl die Schauspiele verboten waren, welche die Freiburger statt den Predigten besuchten. 4. Die mißvergnügten Eheleute, sie gehen alle Tage mit Kreuz. 5. In der Nacht, ehe er sein Weib bekam. 6. Der verlorne Sohn. 7. Durchs Mitleiden. 8. An jenem zu Ninive. 9. Zur Lehre, daß die Menschen gegen die Thiere nicht grausam seyn sollen. 10. Daß ihnen, wie diesen an der Hochzeit, überall die Thüren vor der Nase zugeschlössen werden. 11. Durch die Gutherzigkeit. 12. Durch: Vergelt's Gott! der Armen.

Bemerkung. Da wegen Hindernissen die im letzten Jahre versprochenen Holzstücke in diesem Kalender nicht erscheinen konnten, so werden solche nächstes Jahr, und in den folgenden Jahren Fortsetzungen davon erscheinen.

Die löblichen Ortsvorstände werden auch höchst gebeten, die richtige Angabe der Jahrmärkte an den Verleger dieses Kalenders schriftlich einzusenden.

J. M. Banuhard.